

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 5

Artikel: Gerda Reichwein : ein Frauenschicksal [Fortsetzung folgt]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gerda Reichwein.

Ein Frauenschicksal. — Roman von Ernst Eschmann.

1. Kapitel.

Sie traten miteinander aus der Musikschule, die junge, blühend aussehende Gerda Reichwein und Sigmund Bonbühl, ein unternehmungslustiger Bursche in den besten Jahren. Unwillkürlich hielt Gerda draußen auf der Steintreppe noch einen Augenblick inne. Das tobende Leben der Straße tat ihr weh. Als ob sie aus einem schönen Traum erwacht wäre, lag noch ein milder Schimmer über ihren Wangen, sie fuhr mit der rechten Hand über die Stirne und war just daran, den Heimweg anzutreten.

„Haben Sie noch Geschäfte?“ fragte sie Sigmund.

„Nein! Gottlob nicht!“

Bonbühl verstand sie. „Es ist heute schön gewesen, wunderschön,“ sagte er und legte seinen rechten Arm behutsam um den Violinkasten.

Sie hatten in einer Kammermusikübung ein Klavierquartett Schuberts gespielt. Fräulein Gerda hatte den Klavierpart übernommen und sich an ihren eigenen Klängen berauscht, daß auch sie jetzt Mühe hatte, in die Wirklichkeit zurückzukehren.

„Ich schließe mich ein Weilchen Ihnen an, wenn Sie nichts dagegen haben. Oben in unserem Seminarzimmer der Universität muß ich im Vorbeigehen noch ein Buch mitnehmen. Das ist in zwei Minuten geschehen,“ bemerkte Sigmund.

„So wählen wir gleich den Künstlersteig,“ schlug Fräulein Gerda vor. In der Linken schlenkerte sie ihre große Mappe und machte sich guter Dinge auf den Weg. Der Student ging an ihrer Seite. Er war eine stämmige Erscheinung, etwas hoch aufgeschossen. Seine Augen hatten einen feurrigen Glanz und wanderten eifrig hin und her. Die Stirne war hoch, der Haarschopf schwarz und wohlgepflegt. Aus dem Gesicht blickten Selbstbewußtsein und Entschlossenheit. Einzig die Nase störte das Ebenmaß der Züge. Durch ihren weiten, kühnen Schwung beherrschte sie das sonst wohlgeformte Antlitz in ungehörlicher Weise.

Es war ein schöner Abend im Mai. In den Gärten prangten die Blumen. Das Junglaub war saftig grün und umkleidete die Zweige mit einem frischen Mantel. Jedermann freute sich der blühenden, warmen Tage. Man sah es allen an, die unterwegs waren: sie trugen ein

heimliches Glück in sich, das ihnen die sonnige Jahreszeit spendete.

Gerda Reichwein und Sigmund Bonbühl waren auf einer Terrasse angelangt, von der aus man einen prächtigen Ausblick auf die ganze Stadt genoß. Freilich, das Gewirre der Häuser und Dächer war nicht das Schönste daran. Prächtig leuchtete der helle Lauf des Flusses, der die Stadt in zwei Teile trennte. Viel Türme und Türmchen ragten über das Meer der Zinnen und Giebel empor, und jenseits, wo das Grün wieder Meister wurde, stieg ein Berg in die Höhe, der in einem bewaldeten Gange den schmalen, blauen See begleitete, der nach den Bergen wies.

Die Berge! Sie waren gleichsam die goldene Krone der Stadt, feierlich und erhaben. In weiter Ferne leuchteten ihre Zacken, und die weißen Gletscher schickten einen stummen Glanz hernieder, der jeden berücken mußte, dessen Auge und Herz nicht nur auf die nächsten Dinge des Alltags eingestellt waren.

„Hören Sie, wie das da unten brodeln?“ fragte Sigmund seine Nachbarin.

Sie lauschten zusammen. Das Tram läutete, Autos lärmten, alle möglichen Signale schrillten durcheinander, irgendwo schlug eine Kirchenglocke an, eine Trommel wirbelte, ein herausgebrülltes Lied Feierabend machender Gesellen hallte eine Straße entlang.

„Con brio!“ lächelte Bonbühl.

„Aber nicht maestoso,“ fuhr Gerda fort, und unversehens waren sie, noch ganz in das Wunder der Schubertschen Klänge gebannt, dabei, den Abend und das bunte Bild wie eine große, mächtige Symphonie auf sich einwirken zu lassen. Die brodelnde Ungebuld und Zerrissenheit, in der alle Menschen auf der Suche nach einem ewigen, stillen Glücke sich befanden, das Treiben am Flusse, auf dem Bahnhofplatz, das Kommen und Gehen der Züge, das war der erste Satz.

Aus der Taltiefe schimmerte wie zum Trost ein mildes Adagio herauf. Wiesen leuchteten, sanfte Hänge zogen sich wie stumme Wellen in die Ferne, und wenn das Auge über sie hinglitt, wurde der Seele wohl und leicht. Sie schwebte wie über eine blumige Matte dahin und wünschte: möchte das Leben immer so sein, so eingebettet in eine sanfte Harmonie,

und alle Menschen wären sich gut und würden sich nichts zuleide tun.

„Das wäre das Scherzo!“ sagte Gerda und zeigte nach dem Becken des Sees. Die Wasser waren gekräuselt. Ein Windlein strich über sie hin. Nun gab es ein millionenfaches Schimmern und Glitzern, ein freudiges Aufjauchzen von Ufer zu Ufer. Kleine Schiffchen kreuzten die Bahn, und nun fuhr wie ein mächtiger Afkord ein bewimpelter Dampfer in den Hafen und zog über die Wasser eine blendende Schleppe hinter sich. Ja, so mußte man's halten, das Scherzo durfte in keinem Tag und Monat fehlen, und wer den tiefen Wunsch nicht im Herzen trug, von Zeit zu Zeit eine rechte Freude zu erleben, wurde mit der Prosa des Lebens nie fertig.

„Den Schlußsatz unserer Symphonie bildet das mächtige Allegro der Berge,“ bemerkte Bonbühl. „Sie fassen in großen Gedanken zusammen, was sie alles im Lauf von Jahrtausenden geschaut und erlebt. Fest sind sie in den Grund der Erde verankert, und doch ihrer dunklen Macht nicht verfallen. Denn über die glockenumläuteten Alpweiden hinweg ragen sie mit ihren Häuptern durch die Wolken in den Himmel und finden hier alle Fragen gelöst, die im ersten Briosatz hastig aufgerollt wurden.“

Es machte den Kammermusikern Freude, die Welt an diesem schönen Maiabend mit dem Auge ihrer Kunst zu genießen, und sie sahen, wie sicher ein jedes in die Stapfen des andern trat.

„Ich bin gleich wieder da,“ erklärte Bonbühl and verschwand in raschen Sprüngen in einem hohen Portal der Universität, die als neuer und wuchtiger Bau mit einem breiten Turme die Anhöhe über der Stadt beherrschte.

Gerda sah Sigmund mit Wohlgefallen nach. Was für ein prächtiger Student er war! Andere gingen an ihr vorbei: Zu zweien, zu dreien plauderten sie miteinander, sie scherzten, sie lachten, sie waren in eifrige Gespräche verstrickt, sie disputierten, rümpften die Stirnen und warfen ihre Hände; aber keiner befand sich unter ihnen, den sie hätte an die Seite Bonbühls setzen mögen. Es war nicht nur das klare Urteil, das ihn vornehmlich auszeichnete. Er hatte Herz. Heute Nachmittag war's wieder an den Tag gekommen. Wie er spielte! Wie berückend er den Bogen geführt! Sein innerstes Wesen hatte er offenbart. Sie wurde mitgerissen, und einmal, als sie erlahmen wollte und einen Herz-

schlag lang fürchtete, zu straucheln, hatte er sie aus ihrer Unsicherheit heraus- und emporgehoben. Ihm verdankte sie es auch, daß ihr gestrenger Lehrer mit ihren Leistungen heute so zufrieden war. Er hatte mit Komplimenten nicht gespart und sie mit der überraschenden Bemerkung entlassen, Schubert sei in diesen Räumen selten schöner erklingen.

Dieses Wort machte sie reich und stolz. Und doch, sie wußte und fühlte es zu innerst: Wenn die erste Geige Sigmund Bonbühls nicht so siegreich vorangegangen wäre, sie hätte ihm nicht so frei und behende folgen können.

Jetzt stand er schon wieder neben ihr. „Ist's lange gegangen?“

„O nein! Ich habe kurze Weile gehabt.“

Er trug jetzt ein dickes, schwarzes Heft in den Händen und ein Buch, das voll schwerer juristischer Gelehrsamkeit war.

Gerda wohnte in einer schönen, großen Villa oben am Berg. Hoch über der Stadt, jedoch in beträchtlicher Entfernung von der Reichweinschen Besitzung „zur Reblaub“, hatte auch Sigmund Bonbühl sein Zelt aufgeschlagen. So stiegen sie aufwärts und hatten es nicht eben eilig. Von Zeit zu Zeit hielten sie inne und schauten in den strahlenden Frühling. Die ersten Birnenblüten entfalteten sich bereits, und auch die Äpfel blieben nicht zurück. Es war, als ob die Welt mit einem Schlag sich verwandelte und ihre frohesten Flaggen aufsteckte. Die Sonne stand nicht mehr hoch. Sie näherte sich einem fernen Hügelzug und brannte noch in ein paar Fenstern lichterloh.

„So schön sollte es immer sein“, meinte Sigmund Bonbühl. Wenn er auch nicht viel redete, gaukelten ihm eitel frohe Gedanken wie bunte Sommervögel durch den Sinn.

Auch Gerda war nicht gesprächig. Und doch, sie fühlte sich in kurzweiligster Gesellschaft. Es war ihr, als hörte sie stets die Bestätigung ihrer Gedanken von seiten ihres Begleiters. So brauchten sie wenig Worte, um zu wissen, daß sie den Abend wie ein gemeinsames Geschenk genossen.

Die Häuser blieben mehr und mehr zurück. Um so behäbiger dehnten sich die Gärten aus. Farbige, ländliche Wiesenparzellen wechselten ab mit ein paar verlorenen Bauergärten, und bereits winkte von oben der dunkle Wald.

„Wir machen ja einen Umweg,“ entdeckte unversehens Sigmund Bonbühl. „Die Reblaub liegt dort drüben.“

„Allerdings! Aber es tut so wohl, noch ein paar Schritte zu gehen. Ich kann wieder lange genug zu Hause bleiben.“ Es klang, als ob sie sagen wollte: ich fühle mich daheim nicht am allerbesten. Gerne hätte hier Sigmund an seine Begleiterin eine Frage gestellt; aber eine Schen hielt ihn ab. Er kannte die famose Klavierspielerin noch nicht lange und wartete lieber zu, wie sich die Ereignisse entwickelten. Über das eine war er sich freilich klar: noch nie hatte ihm ein Mädchen so zu denken gegeben wie Gerda Reichwein. Sie war eine stattliche Erscheinung und der neuen Zeit zugetan. Das verriet die Mode, der sie mit viel Geschmac huldigte. Alles war sauber und sonntäglich an ihr. Ein festes Röcklein rollte ihr über die Stirne, ihre Augen waren beredt, und ihre Züge zeigten das Ebenmaß eines wohlgeformten Gesichtes, in dem ebensoviel Freundlichkeit wie kluger Wille saß.

Inzwischen waren sie in den Wald eingetreten und hatten auch die Höhe des Berges erreicht. Kreuz und quer führten Wege durch das Dickicht des Unterholzes, andere zogen sich zwischen hohen Tannen hin, die in gleichmäßigen Reihen stramm und gerade wie Soldaten die Straße flankierten.

„Wollen wir uns nicht einen Augenblick setzen?“ lud Gerda ihren Kameraden ein. „Es ist so schön, wie dort die Sonne durch die Kronen bricht und wie die Strahlen wie goldene Bänder schräg auf den Boden fallen.“

„Ich habe Zeit,“ willigte Sigmund gerne ein und freute sich des unverhofften Glückes, die heutige Konzertstunde so schön ausklingen zu lassen.

„Was haben Sie da?“ Fräulein Gerda langte nach dem dicken Buch, das Sigmund neben sich auf die Bank gelegt hatte. Mit einem feinen Lächeln und aufrichtigem Mitleid wandte sie sich ihrem Nachbar zu: „Das müssen Sie alles noch lernen?“

„Und viel mehr dazu! Aber beruhigen Sie sich. Es ist mir keine Qual. Im Gegenteil. Was da steht, sind Dinge, in die ich mich gierig versenke. Stellen Sie sich nicht etwas Trockenes, Abgestandenes vor, sondern eine Wissenschaft, die aufs Tiefste im täglichen Leben verankert ist.“ —

Fräulein Gerdas Interesse war geweckt. Sigmund wies ihr den Titel des Werkes: Praktische Nationalökonomie. Sie wußte nichts damit anzufangen.

Eine Röte stieg in die Wangen des Studen-

ten, und nun steckte er auf einmal mitten in den Fragen, die ihn tagsüber beschäftigten. Mit wenig Worten suchte er seiner Begleiterin ein paar wesentliche Probleme aufzurollen: Kauf und Verkauf, die moderne Geldwirtschaft, Aktiengesellschaften, Genossenschaften, der Staat als Unternehmer, Bodenpolitik, Zollschranken, Fabrikwesen und Spekulation. Er geriet in ein hitziges Feuer hinein und erwärmte sich an seinen eigenen Worten. Mit größter Aufmerksamkeit hörte ihm Gerda zu. Denn eine Welt tat sich ihr auf, von der sie noch nie ein Wort vernommen, und da sie ein guter Kopf war, ließ sie sich gerne belehren und bewunderte die Beredsamkeit ihres Nachbarn, mit der er ihr von seiner Wissenschaft redete. Sie merkte ihm an, wie er mit allen Fasern seiner Seele dabei war, wie er überhaupt alles, was er anfaßte, mit Leidenschaft betrieb. Ein Künstler schlummerte in ihm. So, wie er den Bogen führte, taten es ihm in der Schule nicht manche nach. Und nun erwies es sich, daß er auch in seinen Studien tief verankert war und darnach rang, Wissenschaft, Kunst und Leben zu einer großen Einheit zusammenzuschweißen. Eine Riesenaufgabe! Er wußte es. Aber er wollte sie in Angriff nehmen und fühlte zuweilen Kräfte in sich, das schwere Werk zu vollenden. Heute zum ersten Mal an der Seite Gerdas wuchs der Glaube in ihm, er werde ans Ziel gelangen, über alle Hindernisse hinweg, wie sie sich ihm auch inskünftig entgegenstellten. Schon manche Schranke hatte er bis dahin überwunden. Gerda würde staunen, wenn er auch da den Vorhang heben wollte.

Fern aus der Stadt begannen die Uhren zu schlagen, und nun meldeten sich auch die Glocken, eine um die andere. Es war ein mächtiges Läuten den Hang hinan. Der Südwind mochte die Klänge aus der Tiefe bringen. Als ob die hohen Kirchen und Türme grad vor dem Walde ständen, so hallte und dröhnte es mit Macht durcheinander. Fräulein Reichwein erschrak. Unverhofft war es spät geworden und höchste Zeit, von hier aufzubrechen.

Die Sonne war untergegangen. Ein paar goldene Wolken, die dem Himmel entlang zogen, trugen noch ihren Schein. Spaziergänger bevölkerten die kurzweiligen Wege. Sie suchten Blumen und Waldmeister. Kinder spielten Fangmich und Suchmich zwischen den dicken und hohen Stämmen.

Gerda Reichwein und Sigmund Bonbühl

schritten über den Rücken des Berges. Der Giebel der „Reblaub“ war noch nicht sichtbar.

„Das hätt' ich heut beim Quartett nicht gedacht, daß ich noch so einen interessanten Abend erlebte,“ sagte das Mädchen und schaute dem Studenten dankbar in die Augen. „Ich habe wohl auch schon ans Studieren gedacht und mehr als einen Anlauf genommen. Aber immer hat mich der Vater ausgelacht: Wozu auch? Gefällt es dir nicht daheim in der Reblaub? Und da die Mutter kränzlich ist, bleibt sie in ihre vier Wände gebannt, und ich muß ihr Gesellschaft leisten.“

„Also ein Vogel im Käfig!“ lachte sie Sigmund tröstlich an. „Aber heut ist er ausgeflogen und hat im Walde zwitschern gelernt. Auf Wiedersehen!“ Vonbühl bot ihr die Hand und drückte die ihre fest. Gerda erwiderte den energischen Druck, lachte ihrem Begleiter freundlich zu und bemerkte: „Also heute in acht Tagen! Beethoven

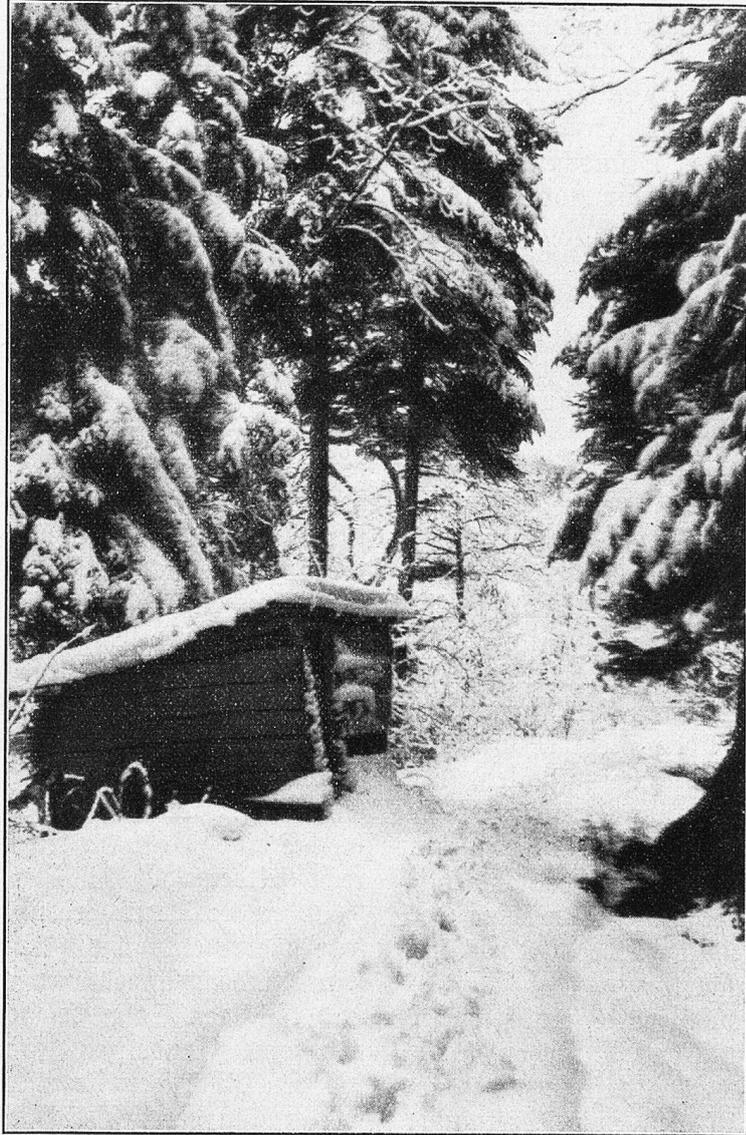
kommt an die Reihe. Ich freue mich jetzt schon. Üben Sie gut und ruhen Sie dabei aus von den Vorlesungen! Auch ich will mein Bestes tun, dann werden wir wieder eine schöne Stunde erleben.“ Damit zog sie ihres Weges und blickte noch ein paar Mal zurück.

Sigmund hatte es nicht eilig. Er schaute ihr nach, bis sie hinter den Stämmen verschwunden war. Dann schlug er eine andere Richtung ein. In seinem Herzen sang ein lustiges Lied: Gerda Reichwein! Boß Tausend, das war ein

Mädchen, das die Kunst in den Fingerspitzen hatte, und überdies konnte man ein vernünftiges Wort mit ihm reden.

2. Kapitel.

Gerda Reichwein näherte sich, ein paar Schubert-Motive vor sich hinstummend, ihrem Hause. Die Reblaub thronte hoch über der Stadt. Es war ein hoher Bau, aus dicken Sandsteinen aufgerichtet. Nichts Auffälliges und Stilloses war an ihm. Aber bei aller Einfachheit trat das Gediegene deutlich zu Tage. Auch in einem Dorf hätte sich die ländliche Villa gut angenommen. Mitten in einen blühenden Garten war sie hineingefügt und ringsum von Grün umgeben. Grüne Blätter kleideten bis hoch ans Giebeldach hinauf die Mauern ein. In diesem Heim mußte man sich zu Hause fühlen. Und doch gelang es Gerda nicht, ein Glück zu genießen, wie sie sich's in ihrer lebhaften Phantasie



Motiv aus dem Uerkental.

Phot. W. Neuschwander, Uerkheim.

erträumte. Denn der Geist, der hier umging, behagte ihr nicht. Ihr Vater betrieb ein gut gehendes, in allen anspruchsvollen Familien trefflich angeschriebenes Weißwarengeschäft. In jungen Jahren hatte er es von seinem Vater übernommen und im Laufe der Zeit durch seine kaufmännische, ungewöhnliche Tüchtigkeit zu einer ungeahnten Blüte gebracht. Ums Doppelte war es vergrößert worden, neue Zweige wurden ihm angegliedert, neue Häuser hinzugekauft. Eine lange Front von Schaufenster-

auslagen fesselte die Vorübergehenden, und ihrer waren täglich Hunderte und Aberhunderte, denn „die Gerwe“, wie der Bau hieß, war an eine der belebtesten Straßen gestellt.

Der Vater ging im Gedanken an sein Geschäft zu Bett; mit neuen Plänen erhob er sich am Morgen, und den Tag über versank er erst recht in seinen Pflichten und Unternehmungen. Über den Mittag gönnte er sich nur wenig Zeit, und abends, wenn er nach Hause kam, fühlte er sich müde und abgespannt. Er las die Zeitung, plauderte ein halbes Stündchen und begab sich dann früh und gerne zur Ruhe, um den neuen Tag wieder frisch und rüstig zu beginnen. Auch die Sonntage waren nicht viel zu rechnen, denn nicht selten brachte der Vater ganze Bündel unerledigter Briefe heim, und bis sie alle beantwortet waren, blieb am Nachmittag wenig Zeit, irgend einer Zerstreung, irgend einem Vergnügen nachzugehen.

Dieser ausschließlich kaufmännische Geist war es, der Gerda Mißbehagen verursachte. Sie schätzte wohl den unerhörten Erwerbstrieb ihres Vaters, sie empfand eine tiefe Hochachtung vor seinem praktischen Weitblick, der immer erahnte, wie der Wind wehte und wo ein Risiko gewagt werden durfte, sie freute sich auch der gesunden und unerschütterlichen Grundsätze, die dem Geschäfte den soliden Stempel aufdrückten und ihm zu einem Ruhme verhelfen, der weit auf die Landschaft hinaus reichte. Aber sie konnte es nicht fassen, wie ihr Vater mitten in der beständigen Heze und oft beinahe aufgerieben von den Aufregungen, die einander jagten, am Leben vorbeiging. Oder war das das Leben? Nein, gewiß nicht!

Heute, auf dem Heimweg hatte sie sich wieder mancherlei überlegt, und das Entsetzen schüttelte sie, als sie daran dachte, daß sie nahe daran gewesen war, auch in diese ewige Treitmühle eingezwängt zu werden. Die Handelsschule hatte sie freilich besucht und dabei viel nützliche Kenntnisse erworben. Sie lernte Sprachen und spürte den Hunger nach der weiten Welt! O, nach Paris, nach London gehen zu können, oder sich einzuschiffen in einem großen Dampfer nach Amerika, nach den holländischen Kolonien, nach Java, nach Sumatra, die ewige Weite des Meeres auszukosten, den Äquator zu kreuzen und in den Riesenbetrieb einer Gummi- oder Kaffeeplantage hineinzusehen, in das Leben der Eingeborenen und zu studieren, wie sie sich mit ihrem Schicksal auseinandersetzen, das

müßte herrlich sein. Aber immer im gleichen Bureau zu sitzen, die gleichen Sätze auf der Maschine herunterzuklappern, Telephonberichte abzunehmen und die trockene Buchhaltung zu besorgen, wie Verrat am Leben wär's ihr vorgekommen. In der Schule war dies alles schließlich noch in den Kauf zu nehmen gewesen, denn sie hatte einmal ein Ende. Aber als der Vater nach ihrem wohl bestandenen Examen sie gleich in die „Gerwe“ hatte stecken wollen, rebellierte sie aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens und bekannte sich zur Kunst, der sie schon lang am Klavier gehuldigt.

„Was? Noch nicht genug geklumpert hast,“ spottete der Vater. „Wenn du's denn so sehr auf die Lasten abgesehen hast, sit' an unsere neueste Underwood und zeig', wie deine Finger springen können.“

Es war eine harte Zeit gewesen, bis sie sich durchgerungen hatte. Schließlich gab die Mutter den Ausschlag. „Laß sie gewähren!“ bat sie den Vater. „Wenn sie nun einmal Talent hat fürs Klavier, mag sie die Freude haben. Ich denke, du stellst auch keinen Mann ein im Geschäft, von dem du merkst, daß er an ganz andern Strängen zieht. Und endsallerends: es gilt ja nicht eine Arbeitskraft einzusparen und einem andern Mädchen vor dem Verdienste zu stehen...“

„Das ist es nicht, das ist es nie gewesen!“ hatte der Vater sich gewehrt. „Du weißt, ich möchte eine Kraft im Geschäft nachziehen, erst recht, seitdem...“

Vater Reichwein bekam feuchte Augen. Er war wieder einmal am schmerzvollsten Punkte seines Lebens angelangt. Er hatte einen guten und tüchtigen Sohn besessen, den Philipp. Er war seine Freude, seine Hoffnung gewesen. Er sah den glücklichen Tag schon deutlich vor sich, wie er ihm dereinst die „Gerwe“ übergab und sagen durfte: „Hier, sitze hinein! Ich habe dir den Weg gut bereitet. Du kannst nur weiter bauen, schaue zum Rechten, und es wird dir an nichts fehlen.“ Da wurde ihm plötzlich der schöne Plan zu nichte. Philipp hatte als junger, begeisterter Offizier eine freiwillige Reiterübung unternommen. Im Bewußtsein seiner Kräfte und im Übermut der Jugend kannte er keine Hindernisse. Ungestüm galoppierte er davon und kam beim Sehen über einen Graben zu Fall. Mit einer schweren Gehirnerschütterung war er vom Platze getragen und in das Spital eingeliefert worden. Als die Eltern die ersten

Nachrichten von den Ereignissen erhielten, lag er schon in den letzten Zügen.

Seit jenem verhängnisvollen Tage kam Großrat Reichwein nie über die Frage hinweg: wie wird sich das Schicksal der „Germe“ gestalten? Für wen habe ich Tag und Nacht gearbeitet? Am Ende gar für einen Nichtswürdigen, der sich in meinen Verdiensten sonnt und ins Täustchen lacht!

Was vermochte sich Gerda, daß es so gekommen!

Sie trat nun ins Haus und schien sehlichst erwartet zu sein. Marei, die alte Magd, eine rundliche, gutmütige Person, die sie noch auf den Armen getragen, kam ihr aus der Küche entgegen.

„Gerda, mach schnell! Der Herr Schindler ist schon da.“

Wahrhaftig, sie hatte gar nicht mehr daran gedacht, daß heute Besuch kam. Gerda legte die Musikmappe beiseite und verschwand noch einen Augenblick in ihr Zimmer. Dann erschien sie wieder im Gang und öffnete die Türe in den Salon. Es war ein geräumiger, herrschaftlicher Raum, ganz in Rot ausstaffiert. Die Wände waren mit roten, zart bemusterten Stofftapeten bekleidet. Den Boden bedeckte ein roter Afghanteppeich; Tischtuch, Vorhänge und die behaglichen Armsessel prangten im passenden Rot. Eine festliche Stimmung ging von dieser Farbe aus. Sie schien die Gemüter schon in ihren Bann gezogen zu haben. Die Unterhaltung war im besten Gange. Nun erhob sich Herr Schindler von seinem bequemen Sitze und begrüßte die Tochter des Hauses mit verbindlichen Worten. Er trug einen schwarzen Anzug, an dem kein Stäublein zu entdecken war. Der Schnitt war modern und elegant. Die Lackschuhe glänzten. Auf seiner wohlgeformten Nase saß eine rundgläserige Hornbrille, hinter der seine braunen Augen schelmisch hervorblinzelten. Für sein Alter, das im Übergang der zwanziger zu den dreißiger Jahren stehen mochte, war er auf einem Umfange angelangt, der das durchschnittliche Maß wohl überschritten hatte. Aber Martin Schindler schien sich in seiner frühen Fülle nicht unbehaglich zu fühlen. Sein ganzes Wesen atmete sonnige Heiterkeit. Auf seinen runden Wangen lag ein fröhlicher Glanz, und wenn man seiner lustigen Sprüche achtete, mit denen er beständig aufwartete, spürte man alsobald, daß er seinen aufgeweck-

ten Sinn an feinen Rätseln zerquälte und gerne die Welt in heller Beleuchtung betrachtete.

Martin Schindler war in der „Germe“ die rechte Hand seines Prinzipals Reichwein. Schon seit Jahren kannte er das Geschäft und verstand wie selten einer, die Verbindung der ausgedehnten Kundschaft mit dem großen Weißwarenhaus aufrecht zu erhalten. Zuweilen ging er auf Reisen, und es gelang ihm mit seinem gewinnenden Wesen im In- und Ausland bemerkenswerte Bestellungen aufzunehmen. Dann blieb er abwechslungsweise wieder in den Ladenräumen und mußte den unentschlossenen Bräuten und angehenden Schwiegermüttern bei der Auslese einer vorteilhaften Aussteuer väterlich zu raten. Jedermann hörte gerne auf ihn. Denn man wußte, daß er von der Leber weg redete und niemand einen schlechten Kauf machte, wenn Herr Schindler zum Rechten sah. Schon vor zwei Jahren hatte ihm Reichwein die Profura erteilt.

„Da ist sie ja“, begrüßte er Fräulein Gerda. „Wir hatten schon Angst, Sie seien verloren gegangen.“

„Wo hast du auch gesteckt?“ fragte sie der Vater. Mit vormurfsvoller Miene wandte er sich seiner Tochter zu und lud sie ein, noch ein Weilchen bei ihnen Platz zu nehmen.

Herr Reichwein war eine hohe, eindrucksvolle Erscheinung. Ein langer weißer Bart gab ihm Würde und verschaffte ihm die Ehrfurcht, die die Jugend dem abgeklärten Alter gerne entgegenzubringen geneigt ist. Die langen Jahre voll Arbeit und rastloser Geschäftigkeit waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er fühlte sich in letzter Zeit oft müde und matt und bemerkte den Wandel, der in ihm vorging mit Kummer und Sorge. Denn er hatte bis in die sechziger Jahre hinein die Ruhe eigentlich nie gekannt. Und jetzt auf einmal gebot ihm der Körper Halt. Die Wangen hatten ihre gesunde Farbe verloren. Zuweilen meldete sich ein unheimliches Schwindelgefühl, das er sonst nie gekannt hatte. Dann gab ihm die Mutter zu denken. Ein schleichendes Übel im Magen hatte ihr schon lange Beschwerden bereitet. Es war ein Kunststück, ihr etwas zu kochen, das sie vertrug. Die alte Marei gab sich alle erdenkliche Mühe und brachte es doch nicht fertig, daß Frau Reichwein wieder zu Kräften kam. Die Ärzte hatten schon von einer Operation gesprochen, die möglicherweise Heilung bringen könnte. Aber Vater und Mutter hatten nie den Mut,

sich dazu zu entschließen. Was wußten die Ärzte! Jeder vertrat eine andere Meinung, und keiner konnte garantieren, daß der ohnehin schon gebrechliche Körper die harten Strapazen eines gewaltsamen Eingriffes aushielt.

Heute schien sich Frau Reichwein zum Glück recht ordentlich zu befinden. Wer nicht ganz aufmerksam sie ins Auge faßte, sah ihr kaum an, daß sie Patientin war. Sie nahm an der allgemeinen Unterhaltung teil und guckte hierhin und dorthin. „Du hast heute lange musiziert,“ sagte sie zu Gerda.

„Es war so schön,“ schwärmte diese. „Wir haben ein Schubertquartett gespielt.“

„Wir?“ Herr Schindler war neugierig und zwinkerte hinter seinen runden Gläsern hervor.

„Wir waren zwei Damen und zwei Herren.“

„Ei, ei!“

Da klopfte es an die Türe. Marei meldete: „Die Suppe steht auf dem Tisch.“

„Darf ich bitten?“ Frau Reichwein erhob sich. „Es tut uns leid, wir haben Sie wirklich zu lange warten lassen.“

Herr Schindler ließ es nicht gelten. Mit einem Witzwort auf den Lippen und tänzelnden Ganges schritt er hinüber ins Speisezimmer. „Beim Kuckuck! Das riecht aber gut!“

Der Gast wurde neben seinem Prinzipal placiert. An seiner Seite saß auch Fräulein Gerda. Martin Schindler gegenüber setzte sich Frau Reichwein. Sie waren heute eine kleine Gesellschaft. „Nun lassen Sie sich's schmecken, und guten Appetit!“ wünschte Frau Reichwein rundum.

Während der Profurist seine Suppe löffelte, schaute er vergnügt durch die Stube. Sie war ihm nicht neu. Schon oft hatte er hier gegessen, und sie gefiel ihm immer wieder. Das war das blaue Zimmer. Ein seltsam kühler Glanz erfüllte den geschmackvollen Raum. Nichts Überladenes, Aufdringliches befand sich darin. Einzig der Leuchter, der in drei mächtigen goldenen Armen von der Decke hing und in einen kunstvollen Kranz zusammengeschlossen wurde, verriet beträchtlichen Aufwand und einen Luxus, der auf einen hochehrenreichen Stand und Gang des Geschäftes schließen ließ.

Das Schönste aber an diesem Esszimmer waren die weiten, hohen Fenster mit dem Blick auf die Stadt. Das eigenartige Labyrinth der Straßen, Gassen und Plätze lag dem Beschauer zu Füßen. Und doch nicht ganz. Denn den unzähligen Mauern und Dächern vorgelagert war

ein grüner Gürtel von Gärten und Wiesland, der den Reblaubeleuten vortäuschte, sie bewohnten einen freien Landitz, ein Schloßchen oder eine Ritterburg, die sich die breite Menge des Volkes vom Leibe hielt und ihr eigener Herr und Meister war.

Am Himmel blitzte der erste Stern auf. Die Sichel des Mondes schwamm durch das dämmernde Blau.

Frau Reichwein erhob sich und wollte den Leuchter entzünden.

„Lassen Sie noch ein Weilchen!“ hat sie verbindlich Herr Schindler. „Ich habe diese Stunde so gern ohne Licht. Und wie hübsch macht es sich, zu sehen, wie die Stadt hell wird und alle Laternen zu brennen anfangen.“

Lisa, das Mädchen, ging eifrig aus und ein. Sie trug ein blitzblankes Schürzchen mit feinen Spitzen und ein allerliebste Häubchen auf dem Kopf. Marei waltete ihres Amtes in der Küche.

Die Unterhaltung war bald im Fluß. Anhänglich hatten die beiden Herren noch mancherlei Geschäftliches zu besprechen. Es ging so eifrig zu, daß Frau Reichwein zuletzt für ihren Gast besorgt war und Vater einen Wink gab: „Du lässest ja Herrn Schindler gar nicht essen. Mach jetzt einmal die Türe der „Gerwe“ zu und sei bei mir in der „Reblaub“ zu Gast! Morgen wird auch wieder Tag und übermorgen!“ Sie lachte und forderte Gerda auf: „Schöpf Herrn Schindler noch ein bißchen Suppe!“

Er aber wehrte ab, wand der Marei in der Küche ein Kränzchen, verwies auf sein Bäuchlein und bemerkte drollig: „Soviel meine Nase erschnuppert hat, liegt noch allerlei Gutes in der Luft, und da ich einem jeden sein Plätzlein gönnen möchte, muß ich's bei einem Teller Schildkrötenbrühe bewenden lassen.“

Das Mahl nahm seinen Fortgang. Der Gastgeber entkorkte eine Flasche und goß wie flüssiges Gold perlenden Marktgräser in die feinen Kristallfelche, die dem Gedeck etwas Festliches verliehen. Nun erhob er sich von seinem Sitze, näherte sein Glas seinem vergnügt schmunzelnden Gaste und brachte ganz unvermittelt folgenden kurzen Trinkspruch aus: „Ich trinke auf das Wohl unseres Jubilaren und verbinde damit den Wunsch, er möge zu Nutz und Frommen der „Gerwe“ noch lange mit mir zusammenwirken!“

Die Gläser klangen.

Martin Schindler war von der Ehrung, die ihm sein Prinzipal zu teil werden ließ, so über-

rascht, daß ihm anfänglich kein Wort der Erwiderung und des Dankes einfiel. Etwas ratlos und verlegen lächelnd machte er mit seinem Glas die Runde und war ängstlich darauf bedacht, daß es jedesmal, wenn er anschlug, einen lauten und hellen Klang gab. Als er bei Fräulein Gerda angelangt war, schaute er ihr warm in die Augen und zitterte um ein Weniges. Er vergoß ein Tröpflein, entschuldigte sich, empfand aber eine königliche Freude, denn nirgends hatte es so schön geläutet wie bei der Begegnung mit dem Kelch Fräulein Gerdas.

Sie schien dieses Umstandes gar nicht geachtet zu haben, sann einer Frage nach und wurde mit dem Erstaunen lange nicht fertig: Was feierte ihr Tischnachbar denn heute für ein Jubiläum?

Herr Reichwein weidete sich an der Unsicherheit seines Gastes, der sich in den Mittelpunkt einer Festlichkeit gerückt sah, ohne selber zu wissen, um was es ging. Nachdem er ihn eine Weile hatte an allen möglichen Dingen herumraten lassen, legte er ihm die Frage vor: „Wissen Sie noch, Herr Schindler, wann Sie in mein Geschäft eingetreten sind? Erinnern Sie sich noch des Tages?“

„Sehr gut! Als ob's gestern gewesen wäre!“

„Und was für ein Datum schrieben wir damals?“

Jetzt dämmerte es dem Gaste auf, und ein Sonnenscheinchen huschte über seine runden Wangen: „Richtig! Sie haben recht, Herr Reichwein! Heute sind es just zehn Jahre, daß ich in der „Gerwe“ eingezogen bin.“ Noch einmal streckte er sein Glas seinem Prinzipal hin und dankte ihm nachdrücklich für die freundliche Aufmerksamkeit, die er ihm erwiesen.

Nun war erst recht ein guter Boden für die Unterhaltung geschaffen. Alte Erinnerungen wurden aufgefrischt, und wenn auch das Dezennium im Alter des Geschäfts nur eine kurze Spanne ausmachte, es hatten doch recht viel Ereignisse in ihm Platz gehabt; und vorab war es eine Etappe, die der Entwicklung der „Gerwe“ außerordentlich wohl tat. Martin Schindler hatte das Seine dazu beigetragen, und heute wollte ihm Herr Reichwein beweisen, daß er seine Verdienste anerkannte und auch weiterhin auf eine gute Zusammenarbeit mit seinem zuverlässigen Prokuristen hoffte.

Er wollte es aber bei seinen Worten nicht bewenden lassen. Unversehens zog er aus der rechten Rocktasche ein kleines Etui und legte es

neben das Gedeck seines Gastes. „Gestatten Sie, daß ich dieses Fest mit einem kleinen Präsent begleite.“

Martin Schindler machte große Augen. Behutsam, beinahe ängstlich, als entspringe dem geheimnisvollen Gehäuse ein übermütiges Teufelchen, hob er den Deckel und mußte sich erst einen Augenblick von der freudigen Überraschung erholen, ehe er die prächtige Gabe sich recht zu eigen machte.

„Eine goldene Uhr, Herr Reichwein! Was haben Sie auch gedacht! Und die prächtige Kette dazu!“ Der Beschenkte mochte sie in der Rechten, beguckte Schale und Zeiger, und wie er sie öffnete, erlebte er noch einmal eine Überraschung. Eine schöne Widmung, die auf den heutigen Tag bezug nahm, war eingraviert und bestätigte ihm in goldenen Lettern, daß er in der „Gerwe“ eine geschätzte Arbeitskraft war.

„Zu viel! Zu viel!“ mehrte sich Martin Schindler und wiederholte immer wieder, daß er nichts als seine Pflicht getan habe. Wenn seine Tätigkeit ihm so schöne Früchte getragen, dürfe das Geschäft als solches den Löwenanteil des Erfolges beanspruchen, denn sein guter Ruf, durch die Qualitätsware geschaffen, locke die Kunden herbei.

Komplimente flogen hinüber und herüber.

Frau Reichwein drückte am Knopf, der vom Leuchter herunterhing. Es war das Zeichen, daß Lisa den Dessert hereinbrachte. Also bald öffnete sich die Türe, und jetzt setzte das Mädchen ein pompöses Glacegebäude auf den Tisch, das in den schönsten Frühlingsfarben prangte. Es war ein geflochtener Korb, von bunten Blumen gefüllt. Aber Korb und Blumen waren ein Wunderwerk des kunstreichen Konditors, der die in der schönsten Blüte stehende Natur durch seltsame Vertauschung der Verhältnisse in farbiges Eis verwandelt hatte und so eine eigenartige Wirkung erzielte.

Es war schade, mit Messer und Gabel in den duftenden Bau einzubrechen. Martin Schindler als der Geehrte mußte den Anfang machen. Er kam sich als Schänder eines seltenen Heiligtumes vor. Aber es half keine Widerrede. So fuhr er denn in einen Strauß violetter Veilchen und legte ein allerliebstes Stiefmütterchen dazu. Dann ließ er die Platte zu Frau Reichwein weiter wandern.

„Ein Stiefmütterchen! Wie lustig!“ lachte sie. Dann wurde sie auf einmal ernst und warf

einen schwermütigen Blick zu Gerda hinüber. „Das werd' ich wohl nicht mehr erleben.“

Der Vater wollte keine trüben Gedanken aufkommen lassen. Er tat, als habe er die eben gefallene Bemerkung überhört und schaute nach den Zigarren hinüber. „Wo trinken wir den Kaffee?“ fragte er.

„Im Musikzimmer!“

„Natürlich! Gerda wird uns dazu noch eins spielen.“

„Hoffentlich, hoffentlich!“ unterstützte Martin Schindler den Vorschlag seines Prinzipals. Dann wandte er sich mit einem freundlichen Nicken seiner Nachbarin zu: „Was üben Sie jetzt?“

„Beethoven, Schubert, Mozart!“

„Sind Sie noch immer so furchtbar klassisch?“

Gerda zuckte zusammen. Das Wort beleidigte sie.

Da ergriff Vater Reichwein die Partei seines Gastes. „Ich bin auch dafür, daß wir zum schwarzen Kaffee und zu den Zigaretten noch etwas leichte Kost bekommen, Operetten, ein paar Schlager, Dreimäderlhaus, da haben wir auch Schubert, Zigeunerbaron, die lustige Witwe, Jazz, ein Fortrott, oder meinetwegen ein flotter Artilleriemarsch. Nur jetzt keine so tragischen Geschichten! Wie heißt's in der Neunten, ich meine im letzten Satz: Freunde, nicht diese Töne...“ Er tat sich etwas darauf zu gute, daß er von klassischer Musik auch etwas wußte, wenn's sein mußte.

Frau Reichwein erhob sich. Allgemein brach man vom Tische auf. Draußen war es völlig Nacht geworden. In ungezählten Lichtern schimmerte die Stadt herauf. Etliche besonders helle Straßen waren deutlich zu erraten. Um den Bahnhof herum herrschte ein mächtiges Gewimmel. Den Schienensträngen entlang folgte ein Zug von Laternen. Wie funkelnde Perlen waren sie aufgereiht, sie kreuzten einander, sie suchten und verloren sich, und schließlich bildete sich ein glitzerndes Netz, das von geheimnisvollem Leben erfüllt war. Manchmal bewegte sich so eine brennende Lichterschlange, ein Zug fuhr ein oder aus. Menschen saßen darin. Man wußte nicht, was für welche, wohin sie zielten und was für Hoffnungen sie nachjagten.

Gerda konnte nie stadtwärts blicken, ohne daß ihr solche Gedanken kamen.

„Hübsch, nicht?“ wandte sich Herr Reichwein an Martin Schindler.

„Luftig, diese Glühwürmchenstadt!“ sagte er. Gerda trat bei Seite.

Frau Reichwein öffnete ihr den Flügel. Drüben im anstoßenden Zimmer stand er. Wie ein Spiegel glänzte das fein polierte, dunkle Holz. Auf der großen Platte lag ein wundervoll gestickter Teppich. Martin Schindler betrachtete ihn aus der Nähe. „Ich wette, das ist ein Kunstwerk von Ihnen,“ wandte er sich aufmerksam der Gastgeberin zu. „Ein Meisterstück, diese Ranken, diese Farben, diese Arbeit, was für eine Riesearbeit!“

Frau Reichwein lächelte. Das Lob tat ihr wohl. Sie wußte, daß es nicht unverdient war. Und doch lenkte sie sogleich das Interesse von sich ab und bat Gerda, auf dem Stuhle Platz zu nehmen. Der Vater bot Zigarren herum, entzündete ein Streichholz und reichte seinem Gaste Feuer.

Lisa brachte die dampfende Kaffeemaschine. Nun waren alle Voraussetzungen gegeben, daß sie noch einen gemütlichen Abend verlebten.

Gerda mußte sich Zwang antun, nicht Spielverderberin zu sein. Sie wußte nicht, was es war. Am liebsten hätte sie sich in aller Stille zurückgezogen und noch ein Stündchen für sich, für sich allein gehabt. Und gar noch spielen, spielen müssen! Tangelangel! Tangelangelmusik! Ging sie etwa deswegen in die Künstlerklasse des Konservatoriums! Gräßlich! Gräßlich!

Frau Reichwein las Gerda aus den Augen, daß sie nicht bei Laune war. So ging sie zu ihr und sprach ihr leise zu.

„Ich habe keine solchen Noten!“ wehrte sich ihre Tochter.

Der Vater fing die Bemerkung auf. „Was, keine Noten! Da klinkert man den ganzen Tag, und wenn man einmal etwas Kurzweiliges von Dir hören möchte, sind die Noten nicht da! Kind, Kind! Denkst du denn nur an Dich und vergiffest immer wieder, daß wir zu passender Stunde auch einmal etwas von Dir haben möchten?“

Martin Schindler haßte. Die Unterredung seines Prinzipals mit seiner Tochter verursachte ihm Unbehagen. Um die Lage zu retten, ergriff er plötzlich Gerdas Partei und bemerkte: „So lassen Sie! Nein, wir wollen Fräulein Gerda nicht zwingen. Wenn man fast den ganzen Tag gespielt hat, möchte man auch einmal Feierabend genießen. Begreiflich!“

Da nahm Gerda auf dem runden Stuhle Platz und ließ ihre flinken Finger über die Tasten gleiten. Sie spielte irgend etwas, das sie noch gut im Gedächtnis hatte. Sie brauchte keine Noten dazu.

Water Reichwein versank im tiefen Klubfessel und dampfte gewaltig. Bald erfüllte ein dichter Qual das vornehme Zimmer. In der Maschine brodelte der Kaffee. Frau Reichwein füllte von Zeit zu Zeit die niedlichen, goldgeränderten Täßchen wieder auf.

Gerda ließ sich nicht stören. Sie spielte und geriet in ein heiliges Feuer hinein. Sie spielte die innere Bewegung, die sie erfüllte, aus sich heraus, sie klagte, sie jubelte, bald schlug sie einen fröhlichen Tanzrhythmus an, dann schritt sie feierlich einher, hielt inne und begann von Neuem. Was das nur war? Die Mutter hatte sie noch nie so gehört. Fremd und seltsam war das Stück, bald klassisch, bald modern, Launen! Aber Launen einer begabten Künstlerin. Nun endlich ahnte Frau Reichwein: Gerda phantasierte. Sie warf durchdringende Blicke durchs Zimmer, und wo sie gerade hinfielen, gaben sie ihrem Spiele Wink und Färbung. Einmal jauchzte eine Freude auf, ein Triumph brodelte empor wie mit hundert Fanfaren und schien die Welt in beseligten Wohlklang tauchen zu wollen. Es war, als ob verborgene Quellen zu rieseln anfangen, dann wieder, als ob sie scheu verstummten und sich vor dem grellen Licht der Sonne verbergen müßten; aber sie brachen wieder hervor, vollführten tolle Sprünge und Triller und spielten in einem so blendenden Feuerwerk, daß Water Reichwein schmunzelnd um sich schaute und sich versicherte, ob Martin Schindler auch dabei war und merkte, daß er heute einen besondern Glücksfall erlebte. Denn so hatte Gerda noch nie gespielt.

Aber, was war das? Auf einmal schien's, wie wenn Misttöne in den Jubel einbrächen. Teufelchen neckten und zupften und wollten den ganzen Jubelgesang zum Verstummen brin-

gen. Ob sie wohl Meister würden? Immer wütender fuhren und fauchten sie hinein. Aber alsobald kamen die sieghaften Stimmen wieder oben auf, das Chaos entwirrte sich; als ob die Sonne hinter einem schwarzen Gebirge heraufstiege, rang sich ein kühner Entschluß durch und behielt das letzte Wort. Mit einem mächtigen Schlußakkord vollendete Gerda ihre verblüffende Improvisation.

Martin Schindler klatschte in die Hände: „Bravo! Bravo! Das ist ja ausgezeichnet, unerhört! Fräulein Gerda, Sie haben sich heute selbst übertroffen.“

Water Reichwein schmunzelte.

Die Mutter wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie fürchtete sich beinahe vor einem solchen Spiel. Und was bedeutete der Kampf, den sie soeben am Flügel durchgekämpft hatte?

Es war spät geworden. Von den Türmen der Kirchen schlug es Mitternacht. Martin Schindler erschrak und erhob sich: „Jetzt ist's aber höchste Zeit, daß ich aufbreche. Es tut mir leid, daß ich Sie so lange aufgehalten habe.“

„Es freut uns, wenn Sie sich wohl fühlen,“ bemerkte die Hausherrin.

„Und es wird uns auch freuen, wenn Sie uns bald wieder die Ehre geben, bevor ein neues Jubiläum da ist,“ lächelte Herr Reichwein verbindlich.

In wohlgewählten Worten faßte Martin Schindler den Dank für alles, was ihm geboten wurde, zusammen, erwähnte noch einmal das kostbare Geschenk und das mitreißende Spiel Gerdas. Dann drückte er nacheinander seinen Gastgebern die Hand. Frau Reichwein glaubte bemerkt zu haben, daß er am längsten bei ihrer Tochter verweilt und ihr beim Lebenswohl fest und warm in die Augen geschaut habe.

Draußen träumte eine schöne Nacht. Der Himmel war mit Sternen übersät. Die Stadt ruhte. In ausgiebigen Schritten zog Martin Schindler talwärts und fühlte sich in gehobener Stimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Die grauen Tage.

Die grauen Tage überspinnen
Die Welt und ihren Werkeltag.
Was draußen war, zieht sich nach innen,
Und alles wird ein Säumen, Sinnen,
Was aus dem Wesen werden mag.

Die grauen Tage münden leise
In eine lange Nacht hinein.
Wer ist noch draußen auf der Reise?

Der Ofen weiß so warme Weise
Von Stille und Geborgensein.

Der grauen Tage Sinn und Segen
Wird offenbar mit Wundermacht:
Ein hohes Lied blüht auf den Wegen,
Ein heiliges Licht wächst uns entgegen
In dieser seligen Weihenacht.

F. Schröngamer-Heimdal.